

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot

Band: 227 (1954)

Artikel: Von französischen Königen

Autor: M.S.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655978>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Von französischen Königen

König und Bauer

Heinrich IV. (1589—1610), der gute König, von dem das Wort stammt, am Sonntag solle jeder Bauer sein Huhn im Topfe haben, hatte sich einmal auf der Jagd von seinem Gefolge entfernt und war froh, als er endlich einen Menschen erblickte. Es war ein einfacher Bauermann, der im Waldwege am Fuße eines Baumes saß.

„Was machst du denn da, mein Freund?“ redet ihn der leutselige Herrscher an.

„Ich warte auf den König. Er ist hier im Walde mit einem großen Jagdgefolge und muß wohl bald hier vorbeikommen. Dann werde ich ihn auch einmal zu sehen bekommen.“

Der König lächelt. „Wenn du willst, kannst du zu mir hinten aufs Pferd sitzen. Ich werde dich dann an eine Stelle führen, wo du ihn dir nach Herzenslust ansehen kannst.“

Der Bauermann, nicht faul, nimmt das königliche Anerbieten, ohne sich lange zu besinnen, an, schwingt sich aufs Pferd, und der König setzt, gemütlich mit seinem Hintermann plaudernd, seinen Weg fort. Unterwegs steigen dem wackern Mitreiter gewisse Bedenken auf, und er fragt: „Ja, wie werde ich aber dann unter den vielen großen Herren den König auch erkennen?“ — „Oh, das ist sehr einfach,“ bekommt er zur Antwort, „unter allen diesen schön gekleideten Edelleuten wird nur einer den Hut auf dem Kopf behalten, und der wird der König sein.“

Bald schon gelangen unsere beiden Reiter an das vereinbarte Jagd-Stelldichein, wo das gesamte Jagdgefolge bereits seines Herrn harrt. Und siehe da, alle ziehen sie ihren Hut. Da fragt Heinrich seinen gutmütigen Begleiter: „Und nun, mein Lieber, weißt du jetzt, wer der König ist?“ Der gibt höchst verduckt zurück: „Entweder Ihr oder ich, alle andern haben ja ihren Hut abgenommen.“

Der geschickte Astrologe

Bei seinem Regierungsantritt im Jahre 1461 hatte der junge König Ludwig XI. (1461—1483) durch allzu drastische Maßnahmen die Großen seines Landes gegen sich aufgebracht. Er beschloß, sich zunächst mit dem mächtigsten seiner Vasallen,

dem uns Schweizern gar gut bekannten Herzog von Burgund, Karl dem Kühnen, zu verständigen, den er zu diesem Zwecke in Péronne treffen sollte. Übergläubisch, wie er war, zog er vor seiner Abreise noch seinen Astrologen, den sternfundigen Galeotti, zu Rate, um von ihm zu vernehmen, wie die heiligen Verhandlungen wohl verlaufen würden. Dieser forschte in den Sternen nach und fand, daß alles gut gehen werde. Doch es kam anders. Karl der Kühne hatte vernommen, daß die Stadt Lüttich, die sich gegen ihn erhoben hatte, von dem König selber dazu aufgestachelt worden war. Darum ließ er Ludwig bei seinem Eintreffen in Péronne kurzerhand gefangen nehmen und zwang ihm alsdann einen schimpflichen Vertrag auf.

Nach seiner Befreiung und Rückkehr ließ der wütende Monarch unverzüglich seinen Polizeiminister und obersten Gerichtsherrn, den grausamen Marschall Tristan L'Hermite, kommen und sagte ihm: „Da drüber in meinem Arbeitszimmer ist mein Freund Galeotti. In wenigen Minuten werde ich ihn herausführen. Passe dann gut auf, was ich zu ihm sagen werde, wenn ich ihn verabschiede. Sage ich: ‚Es gibt noch einen Himmel über uns‘, dann verliere keinen Augenblick und lasse ihn sofort hängen. Sage ich ihm aber: ‚Ziehe hin im Frieden‘, dann hüte dich, ihm auch nur ein Haar zu krümmen.“ Damit wandte sich der König ab und schritt in sein Arbeitszimmer hinüber, wo ihn der bedauernswerte Sternengucker mehr tot als lebendig erwartete.

„Und nun, mein wertester Herr Astrologe, du, der du so vorzüglich in den Sternen zu lesen verstehst, kannst du mir wohl sagen, wann du sterben wirst?“

Einer glücklichen Eingebung folgend, erwiederte hierauf der so Gepeinigte: „Dieses Datum genau zu ergründen erlaubt mir leider meine Wissenschaft nicht. Alles, was ich weiß, ist bloß, daß ich drei Tage vor Eurer Majestät in die Grube fahren werde.“

Diese Antwort rettete ihm das Leben. Aufs freundlichste begleitete ihn der König zur Türe, schüttelte ihm zärtlich die Hand, indem er mehrfach wiederholte: „Zieh' hin im Frieden, zieh' hin im Frieden, zieh' hin im Frieden.“ Dabei versäumte er nicht, Tristan jedesmal einen bedeutungsvollen Blick zu geben.

Gelegenheitsdichtung

Als I. Konsul machte Napoleon Bonaparte aus den von Frankreich eroberten Ländern Republiken, die er nach deren ursprünglichen Bewohnern benannte. So wurde Holland, nachdem es dem französischen General Pichegru in die Hände gefallen war, zur Batavischen Republik. Als aber Napoleon sich die Kaiserkrone aufgesetzt hatte, da erhob er auch die Vasallenstaaten in den Rang von Königreichen. In Holland setzte er seinen jüngern Bruder Ludwig, den Vater des nachmaligen Napoleons III., als König ein.

Im Jahre 1810 machte der Kaiser Napoleon I. mit seiner Gemahlin Marie Louise eine Reise

durch das Land und wurde natürlich überall mit den entsprechenden Ehren empfangen und gefeiert. Der Bürgermeister einer kleinen holländischen Stadt ließ einen respektablen Triumphbogen errichten und daran in mächtigen Lettern folgende gereimte — hier natürlich ins Deutsche übertragene — Inschrift anbringen:

Heiratend Marie Louise
Beging er keine Sottise.

Der Kaiser, über die politische Anspielung gleichermassen erfreut wie über den gutgemeinten Vers, ließ den Bürgermeister zu sich kommen und sagte ihm anerkennend: „In Ihrer Stadt werden also offenbar die Mäuse gepflegt?“



Bern 600 Jahre im Bund der Eidgenossen

Um offiziellen Festakt begeben sich Stadtpräsident und Gemeinderat ins Münster zum Festgottesdienst.

Photo W. Rydegger, Bern

„Sire,“ antwortete ihm der wakere Magistrat, „bei großen Gelegenheiten mache ich gerne etwa einmal ein paar Verse.“

„So, so, Sie selber haben also das famose Distichon verfaßt? — Schnupfen Sie?“ Und damit hielt er ihm eine prächtige, mit Diamanten besetzte Schnupftabakdose hin.

„Ja, Sire, aber Sie sezen mich in die allergrößte Verlegenheit.“

„Gut so, wenn Sie also schnupfen, dann behalten Sie die Dose, aber versprechen Sie mir:

Wenn Sie nehmen eine Prise,
Denken Sie an Marie Louise.“

Wie Herrscher sich entschuldigen

Heinrich IV. konnte bisweilen recht jähzornig sein. Doch wenn sein Zorn verraucht war, sah er sein begangenes Unrecht ein und pflegte den angerichteten Schaden wieder gutzumachen.

Am Vorabend einer Schlacht meldete sich bei ihm der Kommandant des Schweizer Regiments, um den König an den längst fälligen Sold für seine Truppen zu erinnern. Darob erzürnte dieser sehr heftig, denn er hatte gerade kein Geld. Sehr ungäding herrschte er ihn an und vergaß sich so weit, den verdienten Offizier mit Schmähwörtern zu überhäufen. Schwer in seiner Ehre gekränkt, zog sich der alte Oberst zurück.

Als am folgenden Tage der König sein Heer in Schlachtordnung aufstellte, bemerkte er bei den Schweizern vorbeikommend den Obersten. Sofort rief er ihn zu sich und umarmte ihn. „Ich weiß, daß ich Ihnen gestern unrecht getan habe, ich werde alles wieder gutmachen.“

„Ah, Sire,“ antwortete ihm dieser, „Ihre Güte wird mir das Leben kosten.“ Darauf begann die Schlacht. Der Schweizer Oberst fiel.

*

Napoleon I. liebte die Jagd sehr, obwohl er ein recht mittelmäßiger Jäger war. Eines Tages traf ein Teil seiner Schrotladung den Marshall Duroc in den Rücken. „Verdammter Dummkopf!“ entfuhr es dem Getroffenen. Doch der Kaiser, der seinen Duroc liebte, schien es nicht gehört zu haben. Er trat zu ihm. „Ich bitte dich recht um Verzeihung“, tröstete er ihn. „Das ist das erste

Mal, daß ein Tapferer wie du von hinten verletzt wurde.“

Die Verwundung erwies sich im übrigen als nicht sehr schwer und hatte keine Folgen. Die Pincette des Majors Larren entfernte die paar Schrotkörner ohne besondere Schwierigkeiten.

Kurz darauf saß eines Abends der Kaiser mit Duroc beim Pitettspiel zusammen. Auf einmal zog er eine prächtige Schnupftabakdose hervor und legte sie auf den Spieltisch, ein wahres Kleinod von einer Dose aus emailliertem Gold und wunderschön ziseliert. Den Deckel zierte, gemalt von dem berühmten Miniaturenmaler Faben, das Bildnis Napoleons.

„Du schnupfst doch, nicht wahr?“ sprach der Kaiser lächelnd zu ihm. Natürlich schnupfte auch Duroc, denn da der Kaiser selbst es tat, wollte doch seine ganze Umgebung nicht hinter ihrem Herrn zurückstehen. Der Marshall nickte, und Napoleon fuhr fort: „Sieh her, ich habe da einen fein parfümierten Tabak aus Macouba, den ich dir sehr empfehle . . . Behalte die Dose auch gerade, der Tabak bleibt darin länger frisch.“

Der verblüffte Duroc wollte abwehren und stammelte: „Oh, Sire, so viel Güte . . .“ Aber der Kaiser ließ ihn nicht ausreden. „Nein, nein, du sollst mir nicht danken. Es ist ja nur zur Erinnerung an einen gewissen verdammten Dummkopf.“

Ein guter Rat

Zur Zeit des Sonnenkönigs Ludwig XIV. lebte in Paris ein Sänger mit einer gottbegnadeten Stimme, die auch Ludwig sehr bewunderte. Der Mann bildete sich auch sehr viel darauf ein und war von einer lächerlichen Eitelkeit, die zu seiner Beliebtheit nicht sonderlich beitrug. Daneben vernachlässigte er, offenbar ganz bewußt, sein Äußereres und erlaubte sich, meist in ganz ungepflegter Kleidung einherzugehen.

Eines Abends, als der Künstler besonders schön gesungen hatte, äußerte der König den Wunsch, ihn einmal zu sprechen. Das geschah schon am Tage darauf. Der Sänger, ohne sich auch nur im geringsten um die einfachsten Formen der damals so strengen Etikette zu kümmern, erschien schlecht gekleidet, ja mit zerlöcherten Strümpfen, die ihm erst noch in großen Falten die Beine hinunterhingen.

Kunstmuseum Bern

Les Bains de Leissigen

G. Lory, père, 1763-1840



Doch der König wandte sich leutselig an ihn : „Sie sind es also, von dem gegenwärtig die ganze Stadt spricht ?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete der Sänger mit schlecht gespielter Bescheidenheit, „doch glaube ich wohl sagen zu dürfen, daß ich mit meiner Stimme machen kann, was ich will.“

„Da muß ich Sie beglückwünschen“, gab ihm der König bedeutungsvoll zurück. „Nehmen Sie also meinen Rat an und machen Sie sich ein Paar neue Strümpfe daraus.“

Damit lehrte er dem verdunkten Künstler den Rücken zu.

M. S.

Deserteure

Nach den amerikanischen Freiheitskriegen kam ein englischer Soldat in ein Delikatessengeschäft. Auf dem Ladentisch lagen zwischen all den andern Herrlichkeiten auch Hummer. „Was sind das für Tiere?“ fragte der Soldat den Verkäufer. Dieser wollte den Soldaten necken, und unter Anspielung auf den roten Rock des Kriegers antwortete er: „Englische Soldaten! Sehen Sie es denn nicht an ihrer Uniform?“ — „Dann muß ich sie als Deserteure verhaften!“ Der Brite ergriff die Hummer und empfahl sich.

Der Baumaffe

Der Filmschauspieler Wolf Albach-Retty saß in einer Gesellschaft. Ein Gast suchte immer wieder mit dem Künstler ins Gespräch zu kommen und langweilte ihn dabei entsetzlich. Schließlich fing er noch eine Unterhaltung über die Seelenwanderung an.

„Ich war da kürzlich in einem Vortrag über dieses Thema“, sagte er. „Aber ich muß diese Lehre ganz energisch ablehnen. Wenn das von der Seelenwanderung und einem neuen Leben nach dem Tode in veränderter Gestalt stimmen würde, dann könnte es ja zum Beispiel passieren, daß ich später einmal als Baumaffe auf der Welt bin!“

„Ausgeschlossen!“ antwortete Albach-Retty seelenruhig. „Zweimal dasselbe wird man nicht!“

Schottenblut

Eine junge Engländerin lag schwer krank im Spital. Drei Blutübertragungen waren nötig, um sie am Leben zu erhalten. Ein wackerer junger Schotte war Blutspender. Zehn Pfund Sterling gab ihm die Kräfte für die erste Übertragung. Fünf für die zweite. Nach der dritten Übertragung hatte sie schon so viel Schottenblut in sich aufgenommen, daß sie ihm mit einem schlichten „Ver-gelt's Gott!“ dankte.

Gegenseitige Kritik

Der berühmte Märchendichter Christian Andersen pflegte wenig Wert auf sein Äußeres zu legen. Seine Kleidung ließ viel zu wünschen übrig, und man sah ihn meistens in abgetragenen Kleidern.

Eines Tages begegnete er einem Jugendfreunde, der ihm wegen seiner nachlässigen Kleidung bittere Vorwürfe machte. Schließlich bemerkte er: „Du wirst doch nicht behaupten wollen, daß das schäbige Ding auf deinem Kopf ein Hut ist?“

„Das mag vielleicht stimmen“, erwiderte gelassen der Dichter. „Aber man kann unmöglich behaupten, daß das schäbige Ding unter deinem Hut ein Kopf ist.“

Zu unserem Farbenbild

Leihigen bildete schon im 15. Jahrhundert einen wichtigen Bahnhof für den Oberlandverkehr. Die ehemalige Klosterbaverne, die seinerzeit den Mönchen von Interlaken gehört hatte, erfreute sich eines regen Zuspruchs von Handwerkern (namentlich Schiffmachern) und Passanten. Dicht daneben floß am See eine gehaltvolle Schwefelquelle, die vermutlich schon früh von den Einheimischen benutzt wurde. Um 1780 baute der damalige Tavernenbesitzer, der Rats herr Haller, beim „Ringelstein“, wo sich einst die Herrschaften Strättlingen und Unspunnen berührten, ein stattliches Badhaus. Heilungsbedürftige von nah und fern suchten den Gesundbrunnen in großer Zahl auf. Der Beginn des 19. Jahrhunderts brachte aber Rückschläge, das Bad mußte schließen und konnte erst im Sommer 1824 wieder eröffnet werden. Trotz der guten Einrichtung und der Verbindung mit einer der damals in Mode kommenden Molkenanstalten zog aber der Strom der Badegäste bald andere Wege, so daß in den frühen Achtzigerjahren der Betrieb schließlich ganz aufgegeben wurde.